

Die Wahrheit der Historiker

Werner
Paravicini

Oldenbourg



Werner Paravicini

Die Wahrheit
der Historiker

R. Oldenbourg Verlag München 2010

Anke
nach mehr als vierzig Jahren

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

© 2010 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Internet: oldenbourg.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Sarah Voit
Frontispiz: Marc Blochs Exlibris, ca. 1935 © Étienne Bloch, Saint-Lubin-de-la-Haye
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).

Satz: Typodata GmbH, München
Druck: Memminger MedienCentrum, Memmingen
Bindung: Buchbinderei Klotz, Jettingen-Scheppach

ISBN 978-3-486-70105-0
eISBN 978-3-486-70395-5

Inhalt

Vorbemerkung	VII
1. Einleitung: Erfundene Vergangenheit	1
2. Die Geschichtswissenschaft im erkenntnistheoretischen Dilemma	2
2.1 Wahrheit oder Deutungshoheit	2
2.2 Tatsache	5
2.3 Quelle	7
2.4 Quantenmechanik und Memorik	8
3. Wege heraus	13
3.1 Tatsache und Richtigkeit	13
3.2 Quelle	20
3.3 Wahrheit	24
3.4 Phantasie	29
4. Ewige Jugend	32
4.1 Eine unendliche Materie	32
4.2 Doch eine Lehrmeisterin	34
4.3 Von der Quelle zum Problem und vice versa	36
4.4 Unterwegs ohne anzukommen	37
5. Beschluß: Hoffnung auf Wahrheit	38
Anmerkungen	43
Bibliographie	63

Vorbemerkung

Diese Schrift ist nicht das Ergebnis langjähriger Forschung, sondern langjähriger Interessens. Sie nährt sich aus mancherlei Lektüre und verschmäht auch ephemere Beiträge nicht, wie sie in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung oder in Le Monde erschienen sind. Dabei geht es um Grundfragen, die aber nicht im Modus des „Ich aber sage euch“ behandelt werden, sondern eher in der Form eines etwas unwilligen Essays – der sich bewußt ist Gefahr zu laufen, auf ebenso unwilligen Widerspruch zu stoßen. Die Grundpositionen sind bereits in einer Ansprache zur Einweihung des neuen Gebäudes des Deutschen Historischen Instituts Paris vom 19. Mai 1993 angedeutet (Paravicini 1994) und ausführlicher in einem Lübecker Vortrag am 30. August 1998 dargelegt (Paravicini 1998), dort schärfer als nach einiger Überlegung hier. Weitere Fassungen wurden im Jahre 2009 am 11. Juni in Leipzig und am 10. September in Memel/Klaipeda vorgetragen.

Dank schulde ich allen, die mit mir diskutiert haben. Otto Gerhard Oexle (Göttingen, jetzt Berlin) versorgte mich mit Sonderdrucken und bleibt mir verbunden, obwohl wir nicht einer Meinung sind. Bernhard Jussen (Göttingen, jetzt Frankfurt am Main) tat desgleichen und nahm wenigstens ernst, was ich gegen die „künstlerische Produktion von Geschichte“ einzuwenden hatte. Egon Flaig (Rostock) gab bereitwillig Auskunft, Ute Daniel (Braunschweig), Jochen Hoock (Paris), Hans Ottomeyer (Berlin), Peter Schöttler (Paris/Berlin) übersandten noch unveröffentlichte Texte. In Kiel wies Harm von Seggern mich auf unbekannte Literatur hin, und es halfen, wie stets, Jan Hirschbiegel und Jörg Wettlaufer. Daß der Herausgeber der Historischen Zeitschrift diesen Text in die Reihe der Beihefte aufnahm (und der Verlag daraus noch eine selbständige Buchhandelsausgabe machte), heißt zwar nicht, daß er alle darin vertretenen Auffassungen gutheißt, läßt aber erkennen, daß die Zeit gekommen ist, eine Stimme zu vernehmen, die bis vor kurzem kaum eine Chance hatte, gehört zu werden. Ist dies lediglich Ausweis der geduldigen Pluralität unserer geistigen Landschaft oder Zeichen für einen Stimmungsumschwung? Das zu beurteilen bleibe dem Leser vorbehalten. Es wäre schon viel gewonnen, wenn die verhärteten Fronten vorgeblicher Selbstverständlichkeiten wieder in Bewegung gerieten.

Kronshagen, am Valentinstag 2010

Werner Paravicini

1. Einleitung: Erfundene Vergangenheit

Im Jahre 1995 veröffentlichte Benjamin Wilkomirski ein Buch mit dem Titel „Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948“. Das Werk erregte Aufsehen aus zweierlei Grund. Einmal schilderte es die Kindheitserlebnisse des Autors in den Konzentrationslagern Majdanek und Auschwitz, was niemanden unberührt lassen kann, zumal einen Deutschen nicht. Zum anderen aber stellte sich nach drei Jahren heraus, daß der autobiographische Bericht eine Fiktion war: Benjamin Wilkomirski alias Bruno Grosjean bzw. adoptierter Dösekker war nie im Konzentrationslager gewesen, sondern hatte die fraglichen frühen Jahre in der Schweiz verbracht. Die Empörung war groß, es hagelte Vorwürfe, der Autor ist seither aus der Öffentlichkeit verschwunden.¹ Hätte er seinen Bericht als Roman deklariert, wäre er allen Vorwürfen entgangen, vielleicht wären ihm sogar noch höhere Preise zugesprochen worden als er ohnehin erhalten hat, solche wie sie z. B. Jonathan Littell für seine „Bienveillantes“² zuerkannt worden sind. So aber verletzte er nicht ungestraft den stillschweigenden Pakt³ zwischen Leser und Autor, der vom Historiker und auch vom Memorialisten vor allem eines verlangt: Wahrheit. Um was es sich dabei genauer handelt, das ist der Gegenstand der gegenwärtigen Überlegungen.

Der ersten Frage gesellt sich eine zweite hinzu. Sie lautet: Wenn der Historiker die Wahrheit schildert, wie kann dann, ja muß „die Geschichte“ immer wieder umgeschrieben werden, womöglich alle zwanzig Jahre, wie jüngst gesagt wurde⁴, was weniger ist als die Dauer einer Generation? Es gibt doch nur eine Wahrheit? Oder gibt es mehrere? Weshalb hört die Geschichtsforschung eigentlich niemals auf, nimmt sich derselben Gegenstände und anderer, neuer, immer wieder an? Was ruft die ewige Jugend der Clio, der Muse der Geschichtsschreibung hervor?⁵ Ist etwa die Arbeit all der fleißigen Historiker, die im 18. und 19. Jahrhundert die *Scriptores rerum italicarum*, die *Monumenta Germaniae Historica* oder die britische *Rolls Series* geschaffen haben, umsonst gewesen? Muß nicht jeder wieder von vorne anfangen? Weshalb täuschen die stattlichen Reihen umfangreicher Darstellungen und Quelleneditionen den Studienanfänger, der vor dieser massiven Präsenz schier verzweifeln will⁶ und meint, ihm bliebe nichts mehr zu tun? Diese Entmutigung dauert nur so lange, bis er entdeckt – ja, was er da entdeckt, ist das zweite Thema dieser Mitteilungen, und schon jetzt läßt sich vermuten, daß es sich bei Wahrheit und ewiger Jugend um die beiden Seiten derselben Medaille handeln muß.

2. Die Geschichtswissenschaft im erkenntnistheoretischen Dilemma

Bevor wir uns den Antworten nähern, müssen wir das Vorfeld säubern und den Zugang eröffnen. Denn er ist durch allerhand schnelle Meinungen und Behauptungen verstellt, von Traditionen beherrscht, von Denkmoden verwüetet. Es herrscht die Tendenz, „das Kind, dessen Lebenschancen man nicht hoch einschätzt, denn auch gleich mit dem Bade auszuschütten“.⁷ Unaufgeregt hat Peter Burke zur Entspannung geraten: „Daß die Historiker nicht die ganze Wahrheit erzählen können, ist das eine – das andere ist, ihr Ideal, nämlich nichts als die Wahrheit zu berichten, zu verwerfen. Die Realität in Klammern zu setzen oder aber sie gänzlich zu negieren, das sind zwei Paar Schuhe.“⁸

Beobachten wir zunächst den Sprachgebrauch der Historiker, hier der deutschsprachigen. Das Phänomen jedoch erstreckt sich auf die Historikerschaft aller Länder.

2.1 Wahrheit oder Deutungshoheit

Da werden wir feststellen, daß das Wort „Wahrheit“ von allen Fachleuten mit hohem Mißtrauen betrachtet wird. „Nicht mehr hoch im Kurs stehend, in der absoluten Qualität beschnitten und als ganze nur noch selten gefragt: arme alte Wahrheit. Die macht derzeit kein Rennen mehr.“ So Burghard Damerau im Jahre 2003.⁹ Wilhelm Giesebrecht schrieb 1859 im ersten Band der Historischen Zeitschrift: „Strenge Forschung ist saure Arbeit, und Niemand unterzieht sich leicht derselben, den nicht ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit beseelt. Und dieses Wahrheitsgefühl ist neben der Gründlichkeit das andere edle Kennzeichen unserer Historiographie geblieben.“¹⁰ Jetzt wird dagegen tadelnd bemerkt: „Noch immer sind die meisten Mediävisten (zu sehr) geneigt, nach der historischen Wahrheit zu fragen“. Sogar „der Tod der Wahrheit“ ist schon etwas vorschnell verkündet worden.¹¹ Weiter ist durchweg die Rede von der „Konstruktion“ der Geschichte, nicht einmal mehr von der „Rekonstruktion“ – denn diese Metapher setzt ja voraus, daß da einmal etwas gewesen ist, ein Gebäude gestanden hat, verfallen und verschüttet bis zur Unkenntlichkeit fast, aber doch in Umrissen noch zu erkennen. „Wenn nicht nur vergangene, sondern auch gegenwärtige Wirklichkeit ein Konstrukt ist, kann Geschichte nicht mehr rekonstruiert, sondern ‚nur noch‘ konstruiert werden, so daß sie neu zu bestimmenden Regeln und Grenzen unterliegt“.¹² Jörn Rüsen sprach 1986 noch von „Rekonstruktion der Vergangenheit“, 1987 auch noch Ulrich Raulff; Chris Lorenz hatte derweil schon den Rubikon überschritten und nur noch die „Konstruktion der Vergangenheit“ gesehen¹³ – nach dem neuesten Stand müßte es wohl

heißen „von Vergangenheit(en)“. Für Birbaumer und Langewiesche ist es im Jahre 2006 jedenfalls eine „fest etablierte historiographische Einsicht, daß Geschichtsschreibung eine Konstruktionsleistung ist“.¹⁴

Die Bücher, die von der „Erfindung“ von irgend etwas handeln¹⁵, bis hin zur vermeintlich lebenspraktischen Notwendigkeit, sich periodisch stets selbst neu zu „erfinden“, sind Legion. „Es war grauenhaft, wie Fachkollegen in den 80er Jahren das Wort ‚Mentalität‘ aufschnappten und damit mündlich wie schriftlich ihre völlig konventionell gebliebenen Arbeitsweisen schmückten“, erinnert sich der Rostocker Althistoriker Egon Flaig.¹⁶ Wir erleben ähnliches heute und werden es, leider, immer wieder erleben.

Im Jahre 1824 hat Leopold (von) Ranke in der Vorrede zu seinen „Geschichten“¹⁷ der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535¹⁸ geschrieben: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren beigemessen: so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen.“ Diese schlichten vier Worte: „wie es eigentlich gewesen“, dazu Rankes 1829 geäußerte Erwartung, „die Begebenheit von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen“¹⁹ sind der früheste und knappste Ausdruck einer Hoffnung, daß wir wissen können und nicht nur wissen wollen. Daß Ranke sich damals schon dessen bewußt war, daß dieses Ziel unerreichbar ist, wurde vergessen: „die Begebenheit selbst in ihrer menschlichen Faßlichkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle; ihr wäre beizukommen: ich weiß, wie weit ich davon entfernt geblieben. Was ist zu sagen? Man bemüht sich, man strebt, am Ende hat man's nicht erreicht.“²⁰ Ranke beschrieb 1837 auch schon die Zwitterstellung der Geschichtsschreibung: „Als Wissenschaft ist sie der Philosophie, als Kunst der Poesie verwandt.“ Oder ausführlicher: „Die Historie unterscheidet sich dadurch von andern Wissenschaften, daß sie zugleich Kunst ist. Wissenschaft ist sie: indem sie sammelt, findet, durchdringt; Kunst, indem sie das Gefundene, Erkannte wieder gestaltet, darstellt. Andre Wissenschaften begnügen sich, das Gefundene schlechthin als solches aufzuzeichnen; bei der Historie gehört das Vermögen der Wiederhervorbringung dazu.“²¹

Mit dieser Hoffnung ist nun anscheinend Schluß. „Der Rankesche Traum, zu erfahren ‚wie es eigentlich gewesen‘, ist in dieser Form [d. h. hier: Rekonstruktion von Vergangenheit anhand archäologischer Quellen] längst ausgeträumt. Spätestens seit David Clarkes Aufsatz ‚Archaeology: The Loss of Innocence‘ aus dem Jahr 1973 hat die Archäologie definitiv ihre Unschuld verloren.“²² Diese Äußerung aus dem Jahre 2004 wiegt schwer, denn gerade die Archäologie hat es mit Realien zu tun. Wer heute unter Fachleuten Ranke zustimmend zitiert, erntet müdes Lächeln, schlimmstenfalls Hohn und wird mit seiner „Trivialauffassung“²³ als erkenntnistheoretischer Fußgänger entlarvt.²⁴ „Es gibt [...] keinen wissensarchäologischen Nullpunkt der Historie, der Leopold Rankes historiographischer Asymptote entspre-

chen würde, ‚bloß zu sagen, wie es eigentlich gewesen‘.“²⁵ Oexle resümiert angriffslustig: „Daß die Rankeaner oder Neo-Rankeaner von heute dies, ihrem Altmeister folgend, noch immer tun [nämlich an die Realität der Fakten zu glauben], ist freilich skandalös. Es ist Zeugnis einer fatalen Bequemlichkeit des Denkens.“²⁶

Gleichzeitig hat sich ein anderes Wort eingebürgert, das aus der Politik kommt, nun aber mehr und mehr die öffentliche Diskussion um Wissenschaft beherrscht. Da wird nicht mehr von „Wahrheit“ gesprochen, sondern von „Deutungshoheit“, „Deutungsmacht“ und „Meinungsführerschaft“, und das Streben danach wird von Wissenschaftlern als „zweifelloso legitimes Ziel“ bezeichnet.²⁷ Es geht also darum, wer den „Diskurs“ bestimmt²⁸, um im Streit um die rare öffentliche Aufmerksamkeit die Oberhand zu gewinnen und damit natürlich auch die Hand auf die entsprechenden Finanzen zu legen. Wenn Hans-Jürgen Goertz in gut Droysenscher Manier schreibt: „Was vergangen ist, existiert nicht mehr, ist also auch nicht wirklich“, dann hängt er dem gegenwärtigen radikalen Konstruktivismus an, der sich durch keine greifbare Tatsachenwelt mehr will beschränken lassen.²⁹ Noch tiefer reichen die Spuren, wenn man bedenkt, daß Nietzsche und nach ihm Michel Foucault in der Wissenschaft nur den Willen zur Macht am Werke sahen.³⁰ Ob das Behauptete wahr ist, spielt im Grunde keine Rolle mehr, wie denn der Lüge zunehmend ihre Verwerflichkeit abgesprochen wird.³¹ Dazu paßt gut, daß in unserer Drittmittelkultur Projekte wichtiger werden als erbrachte Leistungen. Prestigereicher als das Ergebnis ist die weiträumige „Vernetzung“ („Im vulgärwissenschaftlichen Jargon wird der Begriff ‚Netzwerk‘ in allgemeiner Verbreitung nur von ‚Diskurs‘ geschlagen.“)³², ist der mit den richtigen Vokabeln versehene Drittmittelantrag, ist die steile These und die mit dem Autor verbundene öffentliche Diskussion darüber. Es „gewinnt im Rahmen der sogenannten Exzellenzcluster der projektorientierte Professor an Statur. Sein Prestige leitet sich nicht mehr von der Qualität seiner Lehr- und Forschungsleistungen her, sondern vorwiegend quantitativ vom Maß seiner Aktivitäten, insbesondere wenn sie sich in Drittmitteln niederschlagen. [...] Mit dem wachsenden Ansehen des projektorientierten Professors sinkt dasjenige des in sich gekehrten, in Gedanken und nicht in Netzwerken befindlichen Forschers älterer Prägung, der nicht auf das antiquierte Ideal der selbstbestimmt praktizierten Gelehrsamkeit verzichten will.“³³ Tassilo Schmidt hat denn auch forsch behauptet, die Kritiker an dergleichen Wandel sprächen „aus der Perspektive [...] derjenigen, die sich als Verlierer der Veränderungen im Hochschulsystem“ empfinden³⁴. Das nenne ich, sich auf den Boden der Tatsachen stellen, wie immer es um diese auch stehen mag.

Dabei reizen die kurzatmigen Versuche, sich einen *claim* auf dem Feld der Geisteswissenschaften zu sichern, zu unvergnüglicher Satire. Neuerdings stehen wir vor dem „emotional turn“³⁵, nach dem wir schon mit dem „linguis-

tic“, „cultural“, „narrative“, „performative“, „biographic“, „praxeological“, „iconic“, „pictorial“, „sensitive“, „perceptive“ und „geographic“, „topographical“, „spatial“ und „auditory turn“ als Vorgängern Bekanntheit gemacht haben, den „tournant numérique“, den „archival“ und „somatic turn“ und die „mikrogeschichtliche Wende“ nicht zu vergessen und auch nicht, daß nun (ironisch) vom „political return innerhalb des cultural turn“ die Rede sein kann³⁶, oder vom „turn from the turn“.³⁷ Hans Ulrich Gumbrecht konstatiert zwar, daß die Folge immer neuer ‚Paradigmen‘ nach der Umdefinition der Geisteswissenschaft in „Kulturwissenschaften“ seit zwanzig Jahren beendet sei³⁸, aber dies dürfte eine vergebliche Hoffnung sein, denn wie Thomas Thiel feststellte: „Nach dem Turn ist vor dem Turn“, denn die Ursache dieser Hatz ist nicht Erkenntnisfortschritt, sondern Karrierekonkurrenz.³⁹

Man „darf [...] nicht an der Einsicht der neueren Wissenschaftstheorie vorbeisehen, daß gerade der Erfolg einer Methode oder eines Deutungsansatzes unvermeidlich in die nächste Krise führt, wenn nicht rechtzeitig auf ein neues Paradigma umgestiegen wird“ – so Michael Borgolte anno 1995.⁴⁰ Hauptsache, man verblüfft, entspricht dem, was als modern gilt, und ist in aller Munde, ohne sich darüber klar zu sein, daß dieser Selbstbezug zum Bedeutungsverlust der Geschichtsschreibung führt.⁴¹ Auf „Geschichte schreiben in der Postmoderne“ folgt eben „Geschichte schreiben nach der Postmoderne“ – die Geschichte muß nunmehr nicht erst alle zwanzig, sondern schon alle zehn Jahre neu geschrieben werden.⁴² „Sichtbarkeit zählt mehr als Qualität“, hat man dazu gesagt.⁴³ Von Selbstzweifel, Demut, Entsagung keine Spur. Oder doch, wenigsten eine, bei Caroline Bynum: „Wenn es schon kein Ziel am Ende des Rennens gibt – d. h., wenn es darum geht, zu laufen, und nicht darum, anzukommen – warum dann sprinten anstatt herumzustrolchen (besonders wenn der Sprint unsere Knie für immer verletzt)?“; und so verbindet sie „das Postmoderne mit dem Bescheidenen“ („the postmodern to the modest“).⁴⁴ Grundsätzlich aber gilt, was gewisse Politiker vorgemacht haben und bereits tief in die Wissenschaft eingedrungen ist: Nicht die Wahrheit gewinnt (schon diese Vorstellung, daß immer gewonnen werden muß, gehört zum Bild), sondern die bessere Geschichte, womit hier „story“ gemeint ist, nicht „history“.⁴⁵

2.2 Tatsache

Mit dem Begriff „Wahrheit“ gerät auch einer ihrer Begleiter ins Zwielficht: die „Tatsache“, heute definiert als „Postulat einer als wahr angenommenen Aussage über Vergangenheit“.⁴⁶ „Die wahre Lehre liegt in der Erkenntnis der Thatsachen“, schrieb Ranke im Jahre 1831⁴⁷, und als am 1. November 1949 die erste Nummer der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschien, hieß es programmatisch auf der ersten Seite: „Wir haben genaue Vorstellungen von einer neuen Art Zeitung, die wir schaffen möchten. Für sie müßte die

Wahrheit der Tatsachen heilig sein.“ Von diesen wird heute im Brustton der Überzeugung gesagt, sie ließen sich nicht feststellen, es gebe sie nicht, weil ohnehin alles Meinung, verzerrte Überlieferung, interaktiver Diskurs sei. „Die historischen Fakten sind [...] subjektive Konstrukte auf objektiver Grundlage“, heißt eine neuere, immerhin noch einen Rest der Objektivität bewahrende Definition.⁴⁸ Die ist bei anderen gänzlich gefallen, etwa bei Ulrich Raulff, wenn er schreibt: „Es triumphiert der platteste Positivismus, der sich einzureden sucht, das Archiv sei ein Friedhof der Fakten und nicht ein Garten der Fiktionen.“⁴⁹ Positivismus ist überhaupt das schrecklichste Schimpfwort, das einem Historiker heute entgegengeworfen werden kann, dabei benutzen alle dankbar, was diese dumpfen Leute im 19. Jahrhundert an Fakten bereitgestellt haben.⁵⁰

Von Belang sei nun nicht mehr, was war, heißt es, sondern wie darüber geredet wurde; nur das dringe ja auch bis an unser Ohr.⁵¹ Pervertierter Inbegriff dieser Vorgehensweise ist etwa die Behauptung, die Karolingerzeit habe nie existiert, sei vielmehr eine interessierte Erfindung späterer Zeiten.⁵² Bezeichnenderweise gerät in den Geruch der Langweilerei⁵³, ja des Hochmuts, wer sich mit dergleichen Absurditäten nicht beschäftigen will. Böseartig wird diese Hyperkritik an den Tatsachen dann im Negationismus, der vorgibt, die Freiheit der Wissenschaft zu verteidigen, indem er die Judenvernichtung in Zweifel zieht – dabei ist gerade diese eine Tatsache, an der alle Tatsachenkritik zerschellt.⁵⁴ „Hier kann man es sich nicht leisten, über osmotische Grenzen zwischen ‚Fakt und Fiktion‘ in der Geschichtsschreibung zu spekulieren und überhaupt der Repräsentation des Geschehens ein großes Eigengewicht zuzumessen.“⁵⁵

Nun gilt vielmehr das Wort vom „Schleier der Erinnerung“ (Johannes Fried), in Nachfolge der „veiled reality“ Bernard d’Espagnats.⁵⁶ Schiller konnte noch glauben, daß man dem Bild zu Saïs den Schleier herabreißen könne – wengleich mit tödlichen Folgen angesichts der unbekleideten Göttin. Inzwischen hat man „Abschied von der nackten Wahrheit“ genommen⁵⁷ und glaubt, zöge man den einen Schleier zur Seite, werde nur ein weiterer sichtbar, und so *ad infinitum*. Aber was im hehren Gewande eines (des wievielten?) *turn*⁵⁸ als radikale Gedächtniskritik einherkommt⁵⁹, ist nichts anderes als eine fortentwickelte Quellenkritik⁶⁰, was sich schon daran zeigt, daß Johannes Frieds Umdeutung in den „Pakt von Canossa“, zum einen lediglich einen anderen Text als die Vorgänger in den Vordergrund rückt (was stets eine beliebte und durchaus legitime Methode war)⁶¹ und zum anderen die darauf gründende Interpretation nicht haltbar ist, wie Gerd Althoff, mit dem Fried schon öfter die Klinge kreuzte, in einem knappen, aber durchschlagenden Leserbrief gezeigt hat.⁶² Es erstaunt überhaupt, wie folgenlos die ganze theoretische Diskussion in der Praxis geblieben ist: „Selten ist die Kluft zwischen der Methodendiskussion und der tatsächlichen Praxis der Geschichtsschreibung so tief gewesen wie in den letzten Jahrzehnten“, be-

obachtet Carlo Ginzburg⁶³, und Caspar Hirschi legt den Finger auf diese bemerkenswerte Lücke: „Bücher über Methoden der Geschichtswissenschaft machen regelmäßig dort halt, wo es erst richtig interessant wird: bei der Umsetzung theoretischer Modelle in Quellenforschung.“⁶⁴ Auch Jens Nordalm fragt „nach dem Verhältnis von theoretischer Präzision und praktischem Ertrag.“⁶⁵ Immer wieder kommt der Verdacht auf, daß, wer von der Sache nichts versteht, bei der Theorie haltmacht⁶⁶ oder wenigstens den Beweis der Anwendbarkeit schuldig bleibt.

Wenn es mit der Rezeption der mehr oder minder neuen Lehre nicht so recht vorangeht, muß es nicht daran liegen, daß die Praktiker uneinsichtig alles ignorierten, was sie aus der Ruhe bringen könnte. Vielmehr gibt es hier einen Widerstand, der, sich allmählich mit brauchbarem Neuen anreichernd, einen Bezug zur Realität bewahrt, die platterdings nicht zum Verschwinden zu bringen ist. Das war schon bei Droysen als Geschichtsschreiber so⁶⁷, und so ist es geblieben⁶⁸, obwohl er sehr wohl wußte, wie es um unser Gedächtnis steht: „Man muß sich nur einmal selbst beobachten, wie schwer es ist, Erinnerungen präzise festzuhalten, wie sich das Bild dessen, was man selbst mit angesehen, ja getan oder mitgetan hat, verschiebt und verändert.“⁶⁹

2.3 Quelle

Ein weiterer Verwandter der Wahrheit verschwindet im Dunkel der verworfenen Begriffe: die „Quelle“.⁷⁰ Sie gilt nun ebenfalls als konstruiert.⁷¹ Die schöne Bezeichnung, auch sie eine Metapher⁷², legt nahe, daß wir, dem reichlich und rein aus der Erde springenden Wasser ähnlich, Zeugnisse haben, willkürliche, vor allem aber unwillkürliche wie etwa die Funde der Archäologie oder die unendliche Zahl der Rechtsgeschäfte, die an eine Nachwelt gar nicht dachten und aus denen wir folglich einen unverstellten Zugang zur Lebenswirklichkeit finden können. Dabei bleibt weiterhin die von Droysen gestellte Frage ungeklärt: „Wie wird aus den Geschäften Geschichte?“⁷³

Aber Wahrheit gilt nicht mehr nur als unerreichbar, sondern als falsches Ziel⁷⁴, die Tatsache wird als Konstrukt eigener Art entlarvt und die Quelle als schöne Fiktion, die sich lediglich noch aus der Hoffnung methodisch Unbelehrbarer nährt. Man ist versucht, aus einem neueren Interview mit dem Modedesigner Wolfgang Joop zu zitieren. Hier heißt es: „Wir nennen uns ja heute postmodern, das heißt, wir leben nur noch vom Zitat“, und, in bezug auf den Künstler Damien Hirsts überaus erfolgreiche Selbstvermarktung: „Scharlatan zu sein ist perfektes Marketing. Du mußt sie glauben lassen, daß es Kunst ist. Der Preis für Kunst ist eine Behauptung. Er hat es behauptet, und man hat es ihm geglaubt. Am nächsten Tag war dann schon alles anders.“⁷⁵ Man setze „Wissenschaft“ für „Kunst“ und die Parallele ist (fast) perfekt, wie der weiter unten erwähnte Streich von Alan D. Sokal zeigt.⁷⁶

Selbst ein so kritischer Kopf wie Wolfgang Reinhard schreibt nach dem *linguistic turn* mit leider nur geringer Ironie: „Übertrieben formuliert, wissen wir nichts über Geschichte, sondern nur etwas über Texte, die von Geschichte handeln, und produzieren keine Untersuchungen über historische Wahrheit, sondern nur neue Texte über andere Texte.“⁷⁷ Anders und doch identisch Koselleck: „Keine Wirklichkeit läßt sich auf ihre sprachliche Deutung und Gestaltung reduzieren, aber ohne solche sprachlichen Leistungen gibt es – jedenfalls für uns – keine Wirklichkeit.“⁷⁸ Die Kritik am realistischen Wirklichkeitsbegriff ist alt⁷⁹ und wurde zusammen mit derjenigen am Begriff der „Tatsache“ schon im Jahre 1935 von Ludwig Fleck vorgenommen; doch blieb vorerst die Wirkung aus. Erst Thomas S. Kuhn hat im Jahre 1962 das 1980 erneut veröffentlichte Werk in die Diskussion eingeführt, mit wachsender Wirkung.⁸⁰

2.4 *Quantenmechanik und Memorik*

Zwei neuere Tendenzen stellen nun die Realität des Beobachteten überhaupt in Frage. Die eine bedient sich einer Metapher, die noch radikaler ist als Platons Höhlengleichnis: Sahen dort die Menschen nur Schatten, nicht die Sachen an sich, so *schafft* hier am Beispiel der Quantenmechanik der Blick des Menschen erst die Quellen und Tatsachen, die er für objektive Sachverhalte hält. Bestehendes wird nicht mehr beleuchtet und darum sichtbar gemacht⁸¹, sondern das Licht des Beobachters gebiert Fiktionen. Das Beobachtete ist vom Beobachter nicht zu trennen, verdankt ihm vielmehr die Existenz oder wird wenigstens von ihm verändert, so wie es auch ihn verwandelt. „Die Bahn [eines Teilchens] entsteht erst dadurch, daß wir sie beobachten“, schrieb Werner Heisenberg im Jahre 1927.⁸² „Die Vergangenheit ist nicht das Erinnerte, sondern der sich Erinnernde“, notierte vor 1952 Franz Baermann Steiner.⁸³ „Der Regisseur ist [...] Teil des Films“, sagt heute Ute Daniel.⁸⁴ Dergleichen war zwar schon von Kant postuliert worden, worauf Otto Gerhard Oexle unermüdlich hinweist⁸⁵ und auch darauf, daß schon Kant, nicht erst Marc Bloch⁸⁶, für die Tätigkeit des Wissenschaftlers die Metapher des „Untersuchungsrichters“ verwandt hat (die Ginzburg aufgreift⁸⁷); weiter geht es dann mit Max Weber, Ernst Cassirer und Ernst Troeltsch.⁸⁸ Dagegen konstatiert Flaig „Die Verteidigung der objektiven Realität bei Kant“.⁸⁹ Und Jean Grondin fragt: „Wir haben die Welt und die Natur *a priori* hervorgebracht? Ist das nicht ein zu hoch gesteckter Anspruch des menschlichen Verstandes?“, er schließt: „Es mag trivial klingen, es so zu sagen, aber die postmoderne Radikalisierung der Hermeneutik zwingt dazu: Was wir über die Welt sagen und über sie erfahren, stimmt mit ihr überein – oder nicht (was wir jeweils einsehen und oft genug verifizieren können). Es ist eine wahre Welterfahrung und Welterkenntnis, die wir dank der Sprache (und vielleicht nicht nur dank ihr) haben.“⁹⁰

Marc Bloch hat bereits das neue Wirklichkeitsverständnis der Naturwissenschaften wahrgenommen, wie die Einleitung zu seiner unvollendeten „Apologie pour l’histoire“ unmißverständlich zeigt: „Die kinetische Energie der Gase, die Einsteinsche Mechanik und die Quantentheorie haben das Bild, das man sich noch gestern von der Wissenschaft machte, grundlegend verändert. Sie haben nicht ihre Bedeutung geschmälert, sondern sie flexibler gemacht. In vielerlei Hinsicht haben sie die Gewißheit durch das unendlich Wahrscheinliche ersetzt und das exakt Meßbare durch den Begriff der ewigen Relativität des Meßvorganges.“⁹¹

Dennoch hat er am Wahrheitsbegriff festgehalten⁹², zu Recht, wie ich meine. Dieses Wirklichkeitsverständnis der (zweiten) neo-kantianischen Wende nach derjenigen um 1900⁹³ – Droysen ist ihr lange unwirksam gebliebener Urvater gewesen⁹⁴ – wird heute in den Feuilletons als Selbstverständlichkeit ausgegeben⁹⁵ und ist bis in die Belletristik vorgedrungen. Im Jahre 1966 schrieb Michael Ende in einem Brief: „Und was die Tatsachen betrifft: Was man sehen will, das sieht man auch. Denn die Wirklichkeit ist nur ein Spiegel. Es kommt also nicht so sehr auf die Tatsachen an als auf den Willen. Dessen Geistigkeit entscheidet den Grad der Wahrheit.“⁹⁶ Und in Stefan Beuses Roman „Alles was du siehst“ vom Jahre 2009 steht, nun postmodern, zu lesen: „Es geht darin eigentlich auch nicht mehr um das, was wir glauben zu sehen. Was wir für wahr halten. Wir glauben, was wir sehen und anfassen können. Dabei ist es genau umgekehrt: Wir sehen die Dinge, weil wir sie für wahr halten. Ihre Wünsche, ihre Gedanken erschaffen die Realität.“⁹⁷ Das wäre eine kopernikanische Wende in der Natur unserer Erkenntnis⁹⁸: Auch in den Geisteswissenschaften soll sich die Sonne nicht um die Erde drehen, sondern die Erde um die Sonne – wenn das denn uneingeschränkt zuträfe. Die naturwissenschaftliche Wende in den 1920 Jahren, die mit den Namen Nils Bohr und Werner Heisenberg verbunden ist und die mit der Quantenmechanik in gewissen Fällen die Abhängigkeit der beobachteten Phänomene von der gestellten Frage erwiesen hat, stimmte damit überein, so daß sich neue Möglichkeiten der Konvergenz von Geisteswissenschaften mit den Naturwissenschaften ergeben.⁹⁹ Wenn Otto Gerhard Oexle bedauernd feststellt, daß bis heute „die von Heisenberg nach seinen Durchbrüchen zu einer neuen Art der Naturwissenschaft gestellte Frage, was dies denn nun für die Kulturwissenschaft bedeute und wie sich vor dem Hintergrund der Quantentheorie das Verhältnis von Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft gestalten müsse und könne, – daß diese Frage Heisenbergs damals unbeantwortet blieb und bis heute unbeantwortet geblieben ist“¹⁰⁰ – dann kann dies dieselben Gründe haben, die auch dem Ausgreifen der modernen Gehirnforschung von historischer Seite entgegengebracht werden, die nun unter der Parole „Memorik“ als neueste Errungenschaft ausgibt, daß wir, selbst wenn wir es wollten, die Vergangenheit nicht erkennen können, nicht nur, weil sich jeder Mensch, jede Generation eine eigene

Vergangenheit schafft, die, da sie wenig mit der tatsächlich geschehenen zu tun hat, uns den Zugang zu dieser anderen Vergangenheit versperre. Das Funktionieren des menschlichen Gehirns, falsche Erinnerungen, die Sünden des Gedächtnisses¹⁰¹ machten vielmehr jede Objektivität an sich unmöglich.

*

Das alles ist einigermaßen bedrückend, ja geradezu lähmend, wenn man nicht etwa blindlings vom Aufbruch in höhere Komplexität schwärmen will, was einige tun.¹⁰² Eine neue Ebene historischer Arbeit hat sich etabliert, in der es geradezu überflüssig wird, danach zu fragen, was denn nun eigentlich war bzw. was wahr ist, und die sich damit begnügt, auf der unbestreitbar existierenden Metaebene des sekundären Geredes (oder platonisch gesprochen: der *doxa*) spazierenzugehen. Vom „Wir können erkennen“ (z. B. wenn wir nur erst alle lateinischen Inschriften gesammelt haben) über die Einsicht in „Wir können nicht erkennen“ (weil die Quellen verloren sind, weil nur eine Seite spricht, weil jede Überlieferung an sich das Geschehene verfälscht) sind wir beim „Wir brauchen nicht zu erkennen“ (denn anderes als wir bislang wissen wollten ist bei weitem interessanter). Wenn man so will, hat die Säkularisierung in der Form des radikalen Historismus jetzt endlich die Geschichtswissenschaft voll und ganz ergriffen. Wenn uns nichts mehr wirklich ist, ist uns auch nichts mehr wertvoll, geschweige denn heilig. „Die Anarchie wird zur Methode“, kann es dann heißen.¹⁰³

Daß sich aus der Geschichte etwas lernen ließe, gilt deshalb auch in der Wissenschaft (wenngleich nicht in der Gesellschaft) als veraltete Illusion: „Die Devise *historia magistra vitae*, ‚die Geschichte ist die Lehrmeisterin des Lebens‘, steht schon seit mindestens zweihundert Jahren nicht mehr auf der Tagesordnung.“¹⁰⁴ „Die Vorstellung, man könne ‚aus der Geschichte lernen‘, hat heute jegliche Überzeugungskraft verloren, und es ist an der Zeit, daß zumindest professionelle Historiker ernsthaft auf diese Situation reagieren.“¹⁰⁵ Nach dem Tode Gottes ist die Geschichte „weder ein Gericht noch ein Alibi.“¹⁰⁶ Dieser Meinung war schon Hegel: „Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben.“¹⁰⁷ *Historia non docet.*¹⁰⁸

Pessimismus greift um sich: „Aus der Vergangenheit können keine Zukunftsprognosen gewonnen werden [...] wenn Skepsis das einzige ist, was die Geschichtsschreibung zur politischen Orientierung beizutragen hat, dann verwundert es nicht, daß ihre Deutungsmacht geschrumpft ist. [...] Groß ist die Gefahr, daß man sich im Unbestimmten, im Detail und schließlich in einer Reihe von Irrtümern verliert.“¹⁰⁹ In letzter Konsequenz könnte man zur Auffassung kommen, das Schreiben von Geschichte lohne den Aufwand nicht und man könne es deshalb auch gleich gänzlich unterlassen. Beziehungsweise: Man könne diese Tätigkeit gerne anderen überlassen. Da gibt

es Leute, die ein ungleich größeres Publikum erreichen als die Berufshistoriker: Das sind die Romanciers, die ja ohnehin aus dem Fragmentarischen immer ein Ganzes machen können¹¹⁰ (und die besseren Historiker seien ohnehin unbewußte Romanciers).¹¹¹ Die Autoren von Fernsehdokumentationen, die gerne aus originalen Wochenschauen und nachgestellten Szenen eine neue Vergangenheit zusammenmischen, „Filme, die Geschichte machen“ schaffen, so Frank Schirrmacher zu denjenigen über Albert Speer und Adolf Hitler: „Wenn Kunst etwas Wahres zum Ausdruck bringt, dann könnte es uns möglich sein, Verhaltensweisen und Interaktionen zu verstehen, die kein positivistisches Geschichtsbuch uns erklären kann.“¹¹² Die Erfinder von Computerspielen, die ganzen Generationen das Wenige vermitteln, was von vermeintlicher Geschichte nicht totzukriegen ist¹¹³; schließlich die Initiatoren von künstlerischen Installationen, die den Gehalt von Geschichte ins Symbol bannen, ja ausdrücklich „fiktive Wissenschaft“ sein wollen: Jochen Geertz, Anne und Patrick Poirier, Ulriche Grossarth, Hanne Darboven, Christian Boltanski.¹¹⁴ Deren aller Werk wird dann wohlgemerkt als „Produktion“ von Geschichte bezeichnet, nicht etwa als deren Wiederentdeckung oder auch nur als beliebiges Spiel mit mehr oder weniger historischen, d. h. hier tatsächlichen Elementen. „Ficht man diese Trennung [von Verifikation und Deutung] an, so vermag man Tatsachen auf ihre Interpretation zu reduzieren. Dann ist es allerdings legitim, auf der einen Seite Tatsachen zu leugnen, auf der anderen Seite alle Interpretationen als gleichwertig anzusehen.“¹¹⁵ Noch deutlicher war Egon Flaig mit folgenden Worten geworden: „Wenn dieses Wissen [das spezifische der Kulturwissenschaft] nicht mehr gilt, vermag niemand mehr mit legitimen Gründen Einspruch gegen das *anything goes*¹¹⁶ zu erheben“, und weiter: „Man hat das Recht mitzureden, auch wenn man keine Ahnung hat, weil die Skala, auf welcher der Grad der Ignoranz abzulesen ist, nicht mehr gilt.“¹¹⁷

Neidvoll schauen die Fachleute also auf die freien Demiurgen und die ihnen zuteil werdende Aufmerksamkeit und es hilft ihnen nichts, wenn sie sagen, sie hätten dieses und jenes schon vor Jahren geschrieben und veröffentlicht. Wer einen lateinischen Satz in der Originalsprache anführt und gar Anmerkungen unter die Seite setzt, außerdem auf Bilder verzichtet, die doch oft nur sich selbst repräsentieren, der wird außerhalb der Universität nicht zur Kenntnis genommen. Wenn es heißt, „Wahrheit und Rhetorik sind nicht unvereinbar. Im Gegenteil vermag literarische Darstellung auch Erkenntnisse zu vermitteln, die ihrerseits in historische Erklärungen Eingang finden können“¹¹⁸, wie lästig, ja überflüssig wird dann diese ewige Anmerkungschusterei, der Kampf mit den Materialmassen, das Reden erst nach Sichtung aller erreichbaren Quellen. Der große Arno Borst hat dem französischen Historikergott Georges Duby denn auch „la grande sieste“ vorgeworfen, den großen Mittagsschlaf jenes selbstgenügsamen Abgleitens in die wohlformulierte Synthese (und die Popularität des Fernsehens, fügen wir